# Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung.

Nr. 15 — Mittwoch, 14. April — 1926


## Berühmte Gasthöfe

Von A. Strukat.

So lange es Reisende gibt, hat es auch Gasthöfe gegeben, und je älter diese Stätten sind, desto mehr haben Sage und Lied ihren Kranz um sie gewunden. Diese altersgrauen Gasthäuser in unseren alten deutschen Städten, sie haben mehr erlebt und können mehr erzählen als manches Riesenhotel der Neuzeit. „Zum goldenen Stern", „Zum schwarzen Bären", „Zum Hirschen", „Zur Sonne" u. a. sind Namen, die uns erinnern an vergangene Tage und an die „gute alte Zeit".

Allerlei Sage hat sich gerankt um die Stätten, in denen Luther geweilt hat. So verbrachte er im Herbst 1522 eine Nacht im „Schwarzen Bären" zu Jena und trank in der altdeutschen Stube, jetzt „Lutherzimmer" genannt, das treffliche Bier. Auch das Wirtshaus zum Dr. Martin Luther, das im Jahre 1874 von Judenberg nach dem Südabhang des Schönbergs verpflanzt wurde, gab ihm dreimal Aufenthalt; zum ersten Male, als er todesmüd von langem Wandern ankam und nur eine Streu als Nachtlager erhielt. Auch in der „Hohen Lilie" zu Erfurt soll er manchen Trunk getan haben, und in der „Krone" zu Schmalkalden feriet er mit Melanchthon die Schmalkaldischen Artikel, wobei auch mancher Krug geleert wurde. Besonders aber wird mit Luthers Person das Gasthaus „Zum Riesen" in Verbindung gebracht, gelegen in Miltenberg am Main, wo er eine Nacht verbrachte, als er 1518 auf der Reise nach Heidelberg zum Augustinerkonvent Aufenthalt nahm. Der Zufall wollte es, daß zu derselben Stunde ein gar vornehmer Herr im Riesen ankam, der Schenk Graf Eberhard von Erbach. Auch er bezog in diesem Hause Nachtquartier, und so hatte der Zufall zwei ganz verschiedenartige Männer unter ein Dach geführt, sogar zwei Gegner, von denen jeder von der Anwesenheit des andern keine Ahnung hatte, denn Schenk Eberhard war ein grimmer Feind Luthers, der ihn fangen und in den Turm setzen wollte. Es kam die Nacht; der Ritter hatte sich eben zum Schlummer gelegt, da hörte er nebenan jemand laut und innig beten. Er horcht und horcht, und tief ergriffen schläft er ein. Auf seine Frage am anderen Morgen sagt man ihm, daß der fromme Mann Martin Luther heiße. Da wird er nachdenklich und sagt sich, daß der, welcher so beten könne, doch ein gottesfürchtiger und frommer Mann sein müsse. Er ging zu Luther, bat ihn um Verzeihung wegen seines Vorhabens und ließ ihn in Frieden zur schönen Neckarstadt ziehen.

Schon im 12. Jahrhundert wird der Miltenberger Riese genannt, und er gilt als eines der ältesten Gasthäuser. Besonders beliebt war er als Fürstenherberge, und in den Jahren 1158 und 1168 soll Friedrich Barbarossa da gewohnt haben. Auch Ludwig der Bayer, 1314 zum deutschen König gewählt, wohnte im Riesen, als er in dem festen Miltenberg Schutz vor den Verfolgungen des Gegenkönigs, Friedrichs des Schönen von Oesterreich, suchte. Das Himmelbett, in dem er geschlafen, wurde noch 500 Jaher später im Gasthause gezeigt. Im Jahre 1368 hat dann Kaiser Karl IV. acht Tage im Riesen zugebracht und im Jahre 1504 der Hohenzoller Markgraf Friedrich von Brandenburg als Gast der Stadt Miltenberg. Marchen großen Zecher, der mehr verzehrt hatte als sein Geldbeutel vertrug, hatte die Stadt ausgelöst, wenn er von vornehmer Herkunft war. Die schlimme Zeit des Dreißigjährigen Krieges kam, und auch der Riese weiß davon zu erzählen. Mit 200 Pferden nahm vom 9. April 1622 bis in den Juni hinein der Oberstleutnant Waal vom Truchseß'schen Regiment Standquartier in der Stadt und machte im Riesen eine Zeche von 300 Gulden, welche die Stadt bezahlen mußte. 1655 bereiste die Königin Christine von Schweden, die Tochter Gustav Adolfs, Deutschland; mit einem Troß von hundert Pferden nahm sie Quartier im Riesen. Auch der Kaiser Karl VI. hielt am 13. und 14. Dezember 1711 auf der Krönungsreise nach Frankfurt a. M. in der Miltenberger Fürstenherberge Einkehr. Die Stadtverwaltung bezahlte die Kosten dafür in der Höhe von 231 Gulden 28 Kreuzer aus der Stadtkasse. Aus der neuen Zeit nennt uns die Riesen-Chronik als hohe Gäste am 8. und 9. April 1868 Moltke und Prinz Albrecht von Preußen mit hohem militärischem Gefolge.

Die Stadt Miltenberg wußte, welcher Beliebtheit sich der Riese erfreute, und suchte ihm seine hohe Stellung zu erhalten. Als daher Hanns Walken dicht am Riesen einen Mistplatz anlegen wollte, beschwerte sich der Riesenwirt Hanns Schöllhans darüber, denn er sagte sich mit Recht, daß sein Gasthaus dadurch nichts an Anziehung gewinnen dürfte. Das sah auch der Rat von Miltenberg ein und verbot am 5. April 1504 dem Hanns Walken sein „anrüchiges" Unternehmen. Ja, als der Riesenwirt Birnhaber 1589 einen Neubau ausführen wollte, bewilligte man ihm dazu hundert Eichenstämme aus den Gemeindewaldungen. So blieb der Riese bestehen bis auf den heutigen Tag: ein mächtiger Fachwerkbau mit massivem Erdgeschoß, mit Erker und hohem Giebel. Nur die Stallungen sind bedeutend verkleinert: sie bieten für kaum zehn Pferde Raum und damals für hundert, denn durch Miltenberg ging die sehr befahrene Poststraße Würzburg—Frankfurt. Noch heute trägt das Haus die Inschrift über dem Eingang:

Dieser baw steht in gottes handt
Zum Rießen ist er genanndt
Fürsten und herren ist er woll bekanndt
Bürgern und bauern steht er zu der handt,
Jakob Rorzbürger zu Miltenberg hat In
gemacht mit seiner handt im Jahr 1590.

Ein vornehmes Gasthaus aus alter Zeit, das seinen guten Ruf durch die Jahrhunderte bewahrt hat, sind die „drei Mohren" in der alten Fuggerstadt Augsburg. Da soll Graf Fugger den Kaiser Karl V. festlich bewirtet haben und bei dieser Gelegenheit die ihm vom Kaiser ausgestellten Schuldscheine in einem noch heute vorhandenen Kamin verbrannt haben. Das alte Haus steht nicht mehr; es ist im Jahre 1772 durch einen Neubau ersetzt, der eine stattliche Front mit korinthischen Säulen zeigte. Auch er ist später wieder umgebaut. In den „Drei Mohren" hat auch am 14. Juni 1866 der deutsche Bundestag vor dem Ausbruch des Krieges seine letzte Sitzung gehalten.

Auch das „Goldene Kreuz" in Regensburg kann von Kaiser Karl V. berichten. Es stand bereits im 16. Jahrhundert, und sein Besitzer war Leonhard Kraft. Der Kaiser hat hier in den Jahren 1532, 1541 und 1546 während der Reichstage gewohnt. Da wurde ihm ein Sohn geboren, Don Juan d'Austria, der spätere berühmte Seeheld. An ihn erinert ein Reliefbild mit Inschrift am „Goldenen Kreuz". Auch einen wenig angenehmen Gast beherbergte das „Goldene Kreuz" in jener Zeit. Es war der Prinz Hyazinth von Nassau-Oranien, der Herrscher über die halbe Stadt Siegen. Er litt an Größenwahn, der Kaiser hatte ihn abgesetzt und nun zog er mit einem glänzenden Gefolge durch Deutschland, um sein vermeintliches Recht zu suchen, wobei er überall Schulden machte. Auch das „Goldene Kreuz" beehrte er mit seiner Anwesenheit, wo er so großartig auftrat, daß man ihn für einen Millionär hielt, und das wollte damals auch schon viel heißen. Aber der hohe Gast zog weiter und hinterließ die Schulden für die ganze Zeche: 11 840 Gulden. Dagegen konnte der Wirt nichts machen, denn wo nichts zu holen ist, da hat bekanntlich auch der Kaiser sein Recht verloren.

Eine vornehme Fürstenherberge der alten Zeit war auch das Gasthaus „Zur Krone" in Lindau, das heute noch auf der alten Höhe dasteht. Die alte Holzdecke im Speisesaal zeigt die Jahreszahl 1543 auf einer Steintafel. Der französische Schriftsteller Michel de Montaigne war 1580 auf einer Reise nach Italien in der Krone eingekehrt und lobte die süddeutschen Gasthäuser sehr, besonders die Krone, wo das braune Zimmergetäfel, die gestrichten und gemalten Tannenmöbel, die Singvögel in den Bauern, die sauberen weißen Betten und die ausgezeichneten Speisen seinen höchsten Beifall fanden.

Auch der „Stachel" in Würzburg hat seine Geschichte. Er hieß früher der „Hintere Greifenhof" und bestand schon im Jahre 1413. Eine Berühmtheit und seinen jetzigen Namen hat er aber im Bauernkriege 1525 erlangt. Da tagten in seinen oberen Stuben und besonders in dem noch benutzten Fürstensaal die Bauernführer mit Florian Geyer an der Spitze und verhandelten mit den Vertretern der Stadt, die sich den Aufständischen angeschlossen hatte. Als Wahrzeichen hatten die Bauern zum Fenster ihre Hiebwaffe, einen Morgenstern hinausgehängt, eine Stange, an der eine Stachelkugel mit einer Kette befestigt war. Seit jener Zeit nannte man den Greifenhof „zum Stachelwirt".

Der „Anker" in Saalfeld bot am 25. Juni 1547 nach der Schlacht bei Mühlberg dem Kaiser Karl V. Aufenthalt, der den gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen mit sich führte. Diesem wurde ein gewölbtes Zimmer im Erdgeschoß angewiesen. Kaum hatte er es betreten, so hörte er ein verdächtiges Knistern. Er verließ mit Erlaubnis des Kaisers den Raum, als auch schon die Decke einstürzte. Ein Bildnis des Kurfürsten, das 1552 am Dacherker angebracht wurde, später aber in die Gaststube kam, erinnert noch heute an die Begebenheit.

Wer Nürnberg besucht hat, der kennt auch das „Goldene Posthorn", gegründet 1498 und von Hans Sachs in seinen Werken besungen. Breslau bietet uns im Wirtshaus zum „Goldenen Zepter" Erinnerungen aus großer Zeit. Da vereinigten sich im Februar 1813 von Lützow, Jahn, Friesen, Theodor Körner und andere vaterlandsliebende Männer zur Bildung der Lützowschen Freischar. Eine Gedenktafel am Hause erinnert an diese Begebenheit. Der „Löwe" in Adorf, seit 1440 im Besitz der Familie Klarner, der schon 1483 amtlich genannte „Schwarze Adler" in Nimritz (Thüringen), das Hotel „Kaiserworth" in Goslar, 1494 als Zunfthaus der Gewandschneider (Tuchkaufleute) erbaut und an der Frontseite mit acht lebensgroßen Figuren deutscher Kaiser geschmückt, die „Krone" in Klausthal und noch manche andere im deutschen Vaterlande, sie können viel erzählen. Wer aber die deutschen Grenzen überschritten hat, der findet auch im weiteren deutschen Lande manches berühmte Gasthaus, so in Innsbruck den „Goldenen Adler", in dem 1786 Goethe wohnte und aus dessen Fenster am 15. August 1809 Andreas Hofer zu dem versammelten Volke sprach.

Noch zahlreicher sind die berühmten gastlichen Keller. Wo ein Rathaus entstand, da durfte auch der Ratskeller nicht fehlen. Der älteste dürfte der Geraer sein, der im Jahre 1487 eingerichtet wurde. Wilhelm Hauff hat den Ratskeller zu Bremen berühmt gemacht und Goethe den Auerbachschen in der Grimmaischen Straße in Leipzig, den er im Faust genannt hat. Der Erbauer des Schweidnitzer Kellers unter dem Breslauer Rathause hat es mit dem Besucher wenigstens gut gemeint, denn in zwei mittelalterlichen Figuren über dem Eingange zeigt er, welche Folgen ein längerer Kellerbesuch ha-

---

Am eigenes „Dreckmeisteramt" eingerichtet. Hier und da gab es auch schon Abzugskanäle, selbst öffentliche Aborte.

Mit der Armen- und Krankenpflege beschäftigten sich im frühen Mittelalter meist reiche Privatleute und Klöster. Erst als die schwarzen Blattern und Pocken zu wüten begannen, griffen die Städte ein. Sie errichteten Siechenhäuser zur Isolierung der Kranken, meist außerhalb der Mauern; denn das unhumane Mittelalter betrachtete diese Armen als Ausgestoßene, behandelte sie als dem Tode verfallen, ihr Vermögen verfiel noch zu Lebzeiten den Erben. Die hilflose ärztliche Kunst jener Zeit war ja machtlos gegen diese Epidemien. Erst als die Städte wirtschaftlich aufzublühen begannen, an Bevölkerung und Wohlstand wuchsen, wurden die ersten öffentlichen Spitäler gebaut. Gleichzeitig damit wurden die ersten Maßnahmen zur Vorbeugung von Krankheiten oder zu deren Ausbreitung getroffen. Es erscheinen Bestimmungen, wie an Seuchen gestorbene Personen zu begraben seien usw.

Aus dem 14. Jahrhundert datieren die ersten Siechenschaue, bei denen Kranke von Aerzten und Hebammen besucht werden. Schon werden Verordnungen gegen Lebensmittelfälschungen erlassen. Man beginnt großen Wert auf wissenschaftliche und praktische Vorbildung der Aerzte zu legen. Die auf den hohen Schulen gebildeten Aerzte mußten sich besonderen akademischen Prüfungen unterwerfen, bevor sie den Doktorgrad erhielten. Die Städte stellten eigene Aerzte an, besoldeten eigene Hebammen und Apotheker. Neben den Aerzten tauchen auch schon gelehrte Frauen auf, die sich — das ist einträglicher als Wissenschaft — auch mit Zauberei beschäftigen. Die städtischen Aerzte und Apotheker erhielten Dienstbriefe, in denen ihre Rechte und Pflichten genau festgelegt sind. In Regensburg standen schon seit dem 14. Jahrhundert Apotheker und Hebammen unter der Aufsicht der Stadtärzte. Auch die schranken, das heißt die öffentlichen Frauen, standen schon unter ärztlicher Kontrolle. In Nürnberg sind die Apotheker gehalten, Kräuter zum Marktpreise zu verkaufen. Gifte dürfen nur im Beisein zweier ortsansässiger Bürger veräußert werden. Gegen Ende des Mittelalters gibt es in manchen Städten schon eigene Tierärzte, in Frankfurt seit 1491 städtisch besoldete Pferdeärzte, während früher die Hufschmiede die Pferde behandelt hatten.

Die Sorge für Hygiene führte auch schon frühzeitig zur Errichtung von öffentlichen Badehäusern, die übrigens im Laufe der Zeit wahre Stätten des Luxus, der Schlemmerei, selbst der Unsittlichkeit wurden. Auch arme Leute und Arbeiter badeten viel. Bezeichnenderweise hieß daher das, was wir Trinkgeld zu nennen pflegen, damals Badelohn. Die Badestuben waren meist an Bader verpachtet, standen aber unter Aufsicht des Rates, der Badezeit und Badegelder festsetzte. Es gab eigene Bäder für die Reichen, für die Frauen, für die Juden, ja selbst für die fahrenden Frauen, letztere wurden Seelbäder genannt. Viele grüne Hochzeiten schlossen mit einer Schmauserei oder einem Tanz im Badehaus.

—⊡—

## Schulzens und ihre Nachbarn

Von Max Geißler.

Schulzens? Ein Elternpaar. Es wohnte im Bauernwalde. Seit einigen Tagen hatten sich unten im Strauchwerk graue Bürger angesiedelt. Die Schulzen war mit dem Nestbaue beschäftigt. Ueber ihrem Brutsitz wölbt sich bekanntlich eine durchbrochene Kuppel — daß sie vor Strolchen im Federrock gesichert ist. Und daß sie doch ihre Neugier befriedigen und Ausluq halten kann. Still ging es bei dem Nestbaue nicht zu. Die Schulzen kreischte erbärmlich. Sie hatte an ihrem Manne immer etwas auszusetzen. Man konnte denken, das Elternpaar führe keine glückliche Ehe. Aber diese Meinung wäre falsch. Die Schulzen hatten es nur so an sich, ihren Mann zu schulmeistern. Und das machte keinen guten Eindruck. Aber Schulze war das gewöhnt. Von Frühling zu Frühling teilten sie getreulich Leid und Freud miteinander.

Im Gegensatz ging es bei den grauen Bürgern recht karg her. Die Elster hatte späterhin Gelegenheit, sich daran zu wundern. In diesen Tagen freilich sah es noch anders aus. Da dachten sie an die Kinderstube und lebten — wie in jedem jungen Jahr — ein paar Honigwochen. Wenn die Sonne dunkelrot in das Abendtor des Forstes hineinfunkelte, saßen der Bürger und die Bürgerin Seite an Seite auf ihrem Dorn- und sangen: „Seht, wie die Sonne dort sinket." Oder sonst ein schönes Lied, das sie in den grünen Gassen gehört hatten. Künstler waren sie nämlich nicht. Sie beschränkten sich auf ein bißchen Hausmusik. Im Frühjahr. Nur im Frühjahr. Was sie hörten und was ihnen gefiel, das lasen sie sozusagen auf ihren Spazierflügen auf. Bei dieser Art Kunstpflege kamen oft wunderliche Dinge heraus. Ein Stückchen, das die Grasmücke komponiert hatte, dann ein paar Takte, die sie der Amsel ablauschten oder dem Rotkehlchen oder dem Rohrsänger. Das stimmten sie sich dann nach Gefallen zurecht und modelten es nach Vermögen.

Die Schulzen, die noch viel weniger musikalisch war, geriet außer sich vor Freude. Und wenn sie schon zu Bette gegangen war, was sehr früh geschah, lauschte sie den Nachbarsleuten im Dornbusch noch lange voller Hingebung. Fast innig wurde das Verhältnis zu den Würgern in den Tagen, in denen sie brütete. Veilchen dufteten durch das Revier. In jedem Wipfel spielte ein fahrender Musikante auf. Und die Schulzen saß auf den Eiern. Da mußte sie alle Klatschereien einstellen. Schulze trieb sich indes im Feld umher. Noch lieber im Dorf. „Es ist für mich die schönste Zeit im Jahr," erzählte er allen, die es hören wollten. Er bestand auch manches Abenteuer. Aber nicht in Liebesangelegenheiten; denn was das anbelangte, nahm er seine Pflichten sehr ernst. Ihm stand der Sinn nach kleinen oder größeren Diebereien. So stahl er einem Bauernmädchen ein goldenes Halskettlein mit einem funkelnden Anhänger vom Kammerfenster. Das verehrte er seiner Frau. Die Schulzen war sehr gerührt von ihres Mannes Liebe. Er mauste auch Käse, Wurst und Schinken. Er stöberte in den Wintersaaten nach Eiern der Feldlerche, lustierte sich an einem sonnigen Mäuerlein mit einer blanken Ringelnatter oder brach einer schimmernden Eidechse den Schwanz ab. Wenn dies Schwänzchen dann auf dem warmen Sande wackelte, erstaunte er über die Maßen; denn die Eidechse war davon gelaufen, und nun sah es aus, als wollte ihr der verlorengegangene Schwanz nachrennen.

Sehr häuslich waren die Würger im Dornbusch. Immerzu erklang aus dem Schlehenstrauch ihre stille Musik. Einmal aber hörten sie einem Zwiegespräche zu, das war weniger erfreulich.

„Ach bitte, bitte, lassen Sie mich los!" bat eine veränqstigte Stimme. Flehentlich herzerreißend klang das.

„Ich denke nicht daran," sagte der Würger grob. „Jeder muß sehen, wo er bleibe. Und eine Lerche hab' ich in diesem Jahre noch gar nicht gegessen."

„Sie können sich ja leicht anderweit schadlos halten," bat die Lerche. „Ach, wie schrecklich ist das! Hören Sie doch nur, mein Mann singt mir sein schönstes Lied. Ich war gerade dabei, mein erstes Ei zu legen."

„Danach können wir leider nicht fragen, kleine Frau!" mischte sich die Würgerin ein und gab ihr einen scharfen Hieb mit dem Schnabel. Davon wurde die Gefangene bewußtlos. Dann hingen sie die Lerche gleich auf. „Sooo, siehst du! Die eine Hälfte essen wir zum Abendbrot."

Da kam die Schulzen. „Was ist denn los? Ich höre schon eine ganze Zeit zu. Ist denn dieses erbärmliche Geschrei bei Ihnen?"

Nun, daran müsse sie sich eben gewöhnen, so etwa sagte der Würger. Es sei nicht halb so schlimm, wie es klinge. Diese kleinen Leute machten immer ein großes Aufheben von ihrem Sterben. Die Elsterin hatte nun eine recht unerfreuliche Ueberraschung. An einem Zweige, der reichlich mit Dornen besetzt war, fand sie aufgespießt eine Eidechse, ein paar dicke Rashornkäfer, eine Maus, die kleine Lerche. „Das ist ein häßlicher Anblick," sagte die Schulzen.

„Häßlich? Wieso?" Es war einfach ihr Schlachthaus. „Denken Sie, man wird vom Musikmachen satt?"

Dagegen war ja nichts zu sagen. Aber ein Nachbar, der sich ein Schlachthaus anlegt — war denn das zu glauben? Die Schulzen wurde fast sentimental. Aber — im Grunde: machte sie es denn anders? Verschmähte sie etwa eine kleine Lerche? Na also. Die Schulzen verschlang ihre Beute, und die Würger hängten sie erst auf. Weil sie sie auf diese Weise besser vergehren konnten. Ja, so mußten sie sich nun einmal behelfen. Sie hatten viel zu kleine Schnäbel und zu sanfte Fänge. Jeder nach seiner Art. Und wenn die Schulzen die Würger deshalb für besonders grausam erklärte — „dann sind Sie gar sehr im Irrtume," sagte die Würgerin. Aber die Zuneigung der Elster zu ihren Nachbarn hatte durch diese Entdekkung einen schweren Stoß erlitten

## Am Ausguck

### Mongolen und Kamele.

Nach dem vielen Interessanten, das uns der berühmte russische Forschungsreisende Przewalsky erzählt über die echten Mongolen und ihre vierbeinigen Landgenossen, die Kamele, haben beide überraschende Eigentümlichkeiten gemeinsam. Der Mongole besitzt eine unglaubliche Wasserscheu. Nicht ein einziges Mal in seinem ganzen Leben wäscht er seinen Körper, und nur ganz ausnahmsweise seine Hände. Um keinen Preis geht er auch nur durch die kleinste Wasserlache und schlägt seine Jurte auch niemals in der Nähe irgendeines Gewässers auf. Dieselbe Wasserscheu zeigt auch das Kamel in seiner Heimat. Ist es einmal für kurze Zeit in einen Sumpf geraten, dann bedeutet das unfehlbar sein Verderben; es magert schnell ab und siecht dahin. Wählerisch in bezug auf ihre Nahrung sind sie beide nicht — Mongolen wie Kamele —. Dabei sind aber beide wahre Vielfraße. Die Mongolen essen alles, was ihnen an Speisen überhaupt vorgesetzt wird. Wie Przewalsky versichert hat, finden sich einige Gourmands unter ihnen, welche während eines Tages einen ganzen Hammel verspeisen. Sie sind aber auch imstande, mehrere Tage ohne jegliche Nahrung selbst angestrengte Reisen zu machen. Genau so verhält es sich bekanntlich mit dem mongolischen Kamel, welches vor seiner Benutzung zu langen Reisen durch die Wüste Gobi bis zu 17 Tagen ohne Futter gelassen wird (damit wie seine Besitzer fagen, sein Bauch verschwinde und das zusammelte Fett fester werde), bei der nächsten Fütterung dann aber, wie man zu sagen pflegt „für sieben frißt". Ein hungriges Kamel verzehrt alles, selbst gebleichte Knochen, sowie die ihm aufgepackten, mit Stroh ausgestopften Sättel. Riemen, Felle usw., ja, sogar zuweilen Fleisch und Fische, wie Przewalsky selbst gesehen hat. — Unser Herr Gott hat jedenfalls an den Mongolen und Kamelen höchst sonderbare Kostgänger.

### Das Gottesurteil.

Die mittelalterliche Rechtspflege kannte eine Anzahl Beweismittel, deren wir uns aus kulturellen Gründen wie aus Gründen der Humanität nicht mehr bedienen, die aber zu jener Zeit eine große Rolle in der Rechtspflege spielten. Zu diesen außerordentlichen Beweismitteln gehörten der Zweikampf, das Bahrgericht und das Gottesurteil. Im weiteren Sinne waren auch Zweikampf und Bahrgericht Gottesurteile, denn sie beruhten auf dem Glauben, daß Gott doch nur den Unschuldigen als Sieger aus dem Zweikampf oder aus dem Bahrgericht hervorgehen lassen werde. Der Zweikampf war im Grunde nichts anderes als ein Ueberrest des alten Fehderechtes, das unter gewissen gesetzlichen Formen und Bedingungen als Akt der Selbsthilfe vor Gericht zugelassen blieb. Da Gott doch nur den Schuldigen vernichten lassen konnte, galt der Zweikampf als ein bedeutend sichereres Beweismittel als Zeugenaussage und Eid. Dasselbe war beim Bahrgericht der Fall. Es wurde bei Mord und Totschlag angewandt und bestand darin, daß der Leichnam des Opfers vor Gericht gebracht wurde und der Angeklagte unter Anrufung Gottes den Leichnam berühren mußte. Zeigten sich an den Wunden des Toten während dieser gerichtlichen Zeremonie keinerlei Veränderungen, sei es, daß sie sich öffneten und wieder zu bluten begannen, sei es, daß Eiter hervortrat, so war damit erwiesen, daß der Angeklagte an dem Verbrechen unschuldig war. Das höchste Gottesurteil aber war die Wasser- und Feuerprobe, sie war der höchste Beweis der Schuld oder Unschuld, eine göttliche Offenbarung der Wahrheit, an der weder Kläger noch Richter ein Zweifel erlaubt. Angewandt wurde diese Probe nur bei schweren Verbrechen. Sie bestand darin, daß der Angeklagte ein Stück glühendes Eisen ansaßte, dabei Gebete sprach. Die Wasserprobe bestand darin, daß der Angeklagte die Hand in siedendes Wasser zu tauchen hatte oder daß man ihn gefesselt in den Fluß warf. Wer die Proben bestand, galt als unschuldig. Abgelöst wurde diese Strafe durch das viel probatere Beweismittel: die Tortur.

### Die Schuldner.

Der Wittenberger Professor Taubmann, der wegen seiner unter dem Namen Taubmanniana gesammelten Anekdoten einst sehr bekannt war, sagte einmal, es gäbe keine elendere Leute als Schuldner, weil sie oft schamrot werden und erbleichen müßten; denn mahnte man sie der Schulden wegen, so würden sie schamrot; fähen sie aber ihren Gläubiger, so würden sie bleich vor Furcht, er möchte sie mahnen.


Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena
Druck und Verlag: B. A. Santz, Altena

ben kann: Ein keifendes Weib rückt ihrem eben heimgekehrten Gatten kräftig zu Leibe. Manche grausige Begebenheit könnte auch das „Blutgericht" im Keller des Königsberger Schlosses erzählen. In den Räumen der früheren Folterkammern eingerichtet, ruft es in dem Besucher beim goldenen Wein manche Erinnerung an vergangene Zeiten wach. Aus ganz alter Zeit klingt auch herüber das „Bratwurstglöckle" in Nürnberg, die alte Stammkneipe der Nürnberger früherer Jahrhunderte. Aus dem Jahre 1400 stammt es und hat sein Aussehen bis heute behalten.

Wer Sinn für die geschichtliche Vergangenheit unseres Volkes hat und offenen Auges das deutsche Land durchreist, der findet noch vieles Schöne in den alten deutschen Gaststätten, denn auch sie haben ihre Geschichte, auf die sie stolz sind.

—⊡—

## Binnenschiffahrts-Verbindungen

Was die Seeschiffe ein- und ausführen, kann entweder mit der Bahn auf Gleisen oder mit Schleppkähnen auf Binnenkanälen fort- oder herangeschafft werden. In den Häfen, von denen in Deutschland an der Nordsee vor allem Hamburg, Bremen und Emden in Frage kommen, laufen an den Kaimauern entlang die Gleise, und die Breite des Hafens muß so bemessen sein, daß die Schleppkähne auf der Wasserseite längs den Uebersee-Dampfern anlegen können. Durch die Drehkräne von oft gewaltigen Dimensionen kann dann der Güterumschlag auf die großen Dampfer oder von ihnen zu den Güterwagen oder Schleppkähnen in kurzer Zeit ausgeführt werden. Die drei genannten Häfen sind für Elbe, Weser und Ems angelegt. Der Rhein mündet bekanntlich in Holland, und die Entwicklung des Handels nach dem Kriege hat leider dahin geführt, daß Rotterdam unseren Häfen den Rang abläuft. Unsere Hauptindustrie liegt längs der beiden Rheinufer. Wir müssen also dafür sorgen, daß sowohl die Bahnverbindungen, wie auch die Binnenschiffahrtskanäle zwischen West und Ost gut ausgebaut sind. Wesentlich ist heute schon der Mittellandkanal vom Ruhrgebiet über Minden, Hannover bis nach Magdeburg zur Elbe. Für Bremen und Hamburg wird der nördlicher gelegene „Hansakanal" geplant, der den Rhein vom Ruhrgebiet aus über Hoya zur Weser und von da nordöstlich bis zur Elbe verbindet. Ein weiterer Plan, dessen Ausführung aber sehr kostspielig sein würde, soll Elbe und Weser unter Zuhilfenahme ihrer Nebenflüsse, und durch den stufenweisen Ausbau von Kanälen durch das Bergland mit der Donau verbinden und so über Belgrad und Rustschuck, den Weg zum Schwarzen Meer für Schleppzüge freigeben. Der Ausbau der zahlreichen Schleusen und Kanäle ist technisch wohl möglich, wird aber die Schiffahrt so verteuern, daß der Umzug über den Ozean und das Mittelmeer mit Seeschiffen sich billiger gestalten würde.

Dr. Gr.

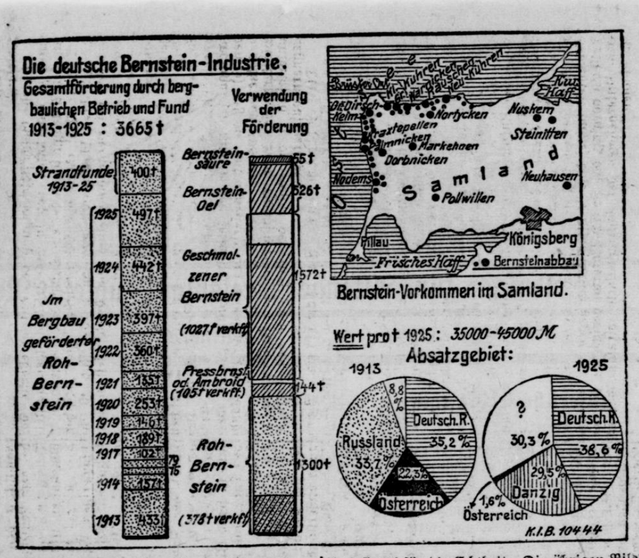
—⊡—

## Klausen

Von Albert Leitich-Wien.

Wenn ich heute die ganze wundervolle Poesie einer Stätte einzufangen suche, die uns welscher Neid schon lange mißgönnt und nun endgültig mit Siegerlächeln und brutaler Faust weggerissen und derartig vergewaltigt hat, daß das deutsche Volk dies Stück Heimatland meidet, ja meiden muß, dann tue ich es, weil zahllose Menschen daran wie an ein schönes Volkslied zurückdenken, und weil alles doch so lauter und klar, so innig und ganz deutsch ist wie etwas Schönes von Hans Thoma.

Tirol, das sagendurchwobene, farbenschwere Bergwunderland, die Heimat der Bauernfreiheit, die Blutgetränkte, ruhmverklärte Kampfstätte der Franzosenkriege: Tirol ist arm an Künstlerruhm! Tiroler Schnitzwaren, Tiroler Weine und Tiroler Loden kennt alle Welt, sie haben guten Klang. Aber was gelten Tiroler Dichter? Was Tiroler Maler? Wer kennt ihre Namen? Und wenn es einmal einem gelang, Ruhm zu erzwingen, dann wurde er ein so Großer, Ganzer, über alles Maß hinausragender, daß er durch seinen Ruhm der Heimat entrückt wurde. Tirol ist arm an Kunst, aber reicher als jedes Land ist Tirol an Künstlern. An Großen, Starken, die mit vollen unerschrockenen Händen in das rauschende Leben griffen und es an die Leinwand, auf die Bühne oder in Lieder zwingen. — Es ist auch reich an Feinen, Zarten, die abseits vom lauten Lärm des Tages dem silbernen Glockenwehen lau-




Sonntagskindern herüberklingt. Und es kann wohl nicht anders sein! Tirol ist so reich an Künstlern, weil es so reich an Schönheit ist.

Zwischen Brixen und Bozen liegt am Eisack ein uraltes Städtchen, Klausen genannt. Es liegt am Fuße eines gewaltigen Felsklotzes, der sich mitten im Tal erhebt, als ob in grauer Vorzeit Eisriesen Berggipfel in das Gefilde der Menschen herabgerollt hätten! Auf diesem Felsriffe steht ein stolzes, reiches Kloster, das mit vielen Türmen und schweren Mauern ins sonnige Tal schaut, gleich einer wohlbewehrten Festung. Dies Kloster ist Säben. —

Die Paßfurcht hatte im 17. Jahrhundert seine Gründung verursacht. Vor dieser Zeit stand auf der Felsklippe Sabione, ein Kastell, dessen erste Grundmauern die Rhäter gelegt hatten. Um das sonnenschimmernde Kloster spannt sich der seidenweiche Himmel der Sonne des Südens. Und vor den grauen Mauerzinnen, an denen sich alle Lebensstürme brechen, stehen zur Abendzeit blasse Frauen aus Benediktus' strengem Orden und schauen schweigend und still in das volle Leben hinaus, hören mit heimlichem Ohr das wundersam-sehnsüchtige Läuten der Landschaft, über die mit vollem, klarem Geleuchte die letzte Sonne geht. —

Wie malerisch sind die hohen, engen Gassen, die vielen Erker, die wackeligen Holzstiegen, die schwanken Söller aus altersschwarzem Holz, die eufumrankten Standbilder der Heiligen in den Hausnischen. Köstlicher aber als all' die Schönheitsschätze der Natur mag manchem der Schatz dünken, den ein einfaches Gemach im Kloster der Kapuziner in sich schließt. Es ist eine Geschichte, die des Dichters wartet, der sie beseelte.

„Im fernen Spanien lebte einst eine Königin, und die war sehr arm an Glück . . ." So müßte die Geschichte beginnen. Es war die schöne Maria Anna von Spanien, die den Tiroler Mönch Gabriel Pontifeser zu ihrem Beichtvater hatte; und wie Frau Hadwig dem blonden Ekkehard ihr Herz geschenkt, so mag wohl auch Spaniens Königin zu dem braungelockten Mönch aus dem Orden der Kapuziner heiße Liebe empfunden haben. Zu seinen Ehren stiftete sie anno 1701, ein Jahr nach dem Tode ihres Gemahls, zu Klausen ein Kloster und machte ihm einen Schatz, kostbarer als Gold, zum Geschenk.

In der Loretto-Kapelle wird „der Schatz von Klausen vom Schatzmeister Pater Georg heute den Besuchern des Klosters gezeigt, Frauen jedoch nur dann, wenn sie in Begleitung eines Mannes kommen, — so will es die Klosterregel. Ein Studienkopf von Murillo, Madonnen und Heilige von Andrea del Sarto, Leonardo da Vinci, Caracci, Breughel, Rubens und Carlo Dolce. Wer wunderte sich nicht, in einer so gut wie unbekannten Klosterkapelle Tirols solche Fürsten im Reiche der Farben zu finden? Das wertvollste der Bilder ist wohl eine Grablegung Christi, eine auf Holz gemalte Skizze von Tizian. Die Echtheit der Bilder bezeugt das vom spanischen Ordensobern autorisierte Inventar, das gleichzeitig mit dem Schatze nach Tirol gesandt wurde. Abgesehen davon bürgt die Person der Spenderin besser als jedes Amtssiegel für die Echtheit. Die übrigen Bilder entstammen zum großen Teil berühmten Schulen, ohne daß die Namen der Meister, die sie schufen, überliefert wären. Den Stolz des Lorettoschatzes aber bildet nicht der Tizian auch nicht der Murillo, sondern ein Meisterstück der Handwerkskunst, der Feldaltar Karls II., des Gemahls der schönen Maria Anna. Das Inventar beschreibt ihn mit den anschaulichen Worten: „Ein Feldt Altärl mit heiligen Reliquien versehet und Glasmalereien ausgefaßt, in desselben Mitte ein Kruzifix sammt anderen Figuren verzoldt und gemacht von Michel Angelo Bonarotta." Zu den heiligen Reliquien, die zum Altar gehören, haben fast 100 Heilige ein Partikelchen beigesteuert. Aus der großen Menge prunkvoller Altargeräte und Votivtafeln ragt durch seinen künstlerischen Wert ein prächtiges Stück in getriebener Silberarbeit hervor: Der Englische Gruß. Als Schöpfer wird im Inventar Carlo Dolce bezeichnet.

Wahrlich, huldreich muß die Neigung Maria Annas zu dem Orden ihres Ekkehard gewesen sein, daß sie die Galerien Spaniens ihrer Meister beraubte, den Feldaltar ihres eben verstorbenen Gemahls und sogar ihren eigenen Brautschmuck, eine wundersam feine, mit Perlen und Steinen besetzte Silberfiligranarbeit den Tiroler Bettelmönchen zum Geschenk machte. Dazu kommt noch eine reiche Sammlung kostbarster Spitzen und Frauenarbeiten aus aller Herren Länder, darunter manch goldschweres Meßgewand mit prächtigen Stickereien und hellen, frohen Farben, die ihren Glanz durch zwei Jahrhunderte unverändert behalten haben.

Ueber dem Eingange der Schatzkammer hängt in leisem Dämmerlichte ein wundervares Frauenbildnis in prunkvollem Goldrahmen. Eine vornehme Schöne, blond, mit verträumten, dunklen Augen und einem sammetweichen Teint, auf dem das Perlenhalsband seinen Glanz verliert. Ueber dem schmalen, langen Blondinengesicht liegt ein zarter Abglanz von jenem unaussprechlichen Lächeln Monna Lisas, in dem die Seele aller Frauen, die tiefste Liebe, die höchste Sinnlichkeit und die köstlichste Keuschheit schläft. Es ist Maria Anng Palatina, die königliche Spenderin des Schatzes.

Von all' den vielen Liedern, die sich um diese herrliche Stätte ranken, sollen hier nur die lebensfatten Verse stehen, in die Arthur von Wallpach die Stimmung bannte, die über Klausen und Säben sich breitet, wenn die hohe Zeit des Südens, der Herbst, durch goldene Rebleiten schreitet:

„Um Vergangenes müßige Reue.
Nun wird dir dein Haus zum Fe
Auf dem Heimatsherd verstreue
Deiner Träume Aschenrest. —
Laß es rieseln, traufen, sprühen,
Becherndweck' Erinnerung,
In des Jungweins goldnem Glühen
Wird der Sommer wieder jung. —
Farben, Lichter, Glanz und Töne
Tauchen aus der Nebelflut,
Hoher Reife Kraft und Schöne
Schlürfst du mit der Kelter Blut!

—⊡—

## Helium als Luftschiffgas

Die Nachrichten über die Entdeckung einer besonders ergiebigen Heliumquelle bei Inglewood in Kanada lenken die Aufmerksamkeit erneut auf dieses zum Füllen von Luftschiffen besonders geeignete Leichtgas. Während des Krieges und im ersten Nachkriegsjahr kostete das Helium 3—400 Dollar per 1000 Kubikfuß; dann sank der Preis rasch von Jahr zu Jahr auf 120 und 80 Dollar, während er augenblicklich bis auf 30 Dollar gefallen ist. Diesen Preis glaubt man handhaben zu können, wenn monatlich eine Million Kubikfuß Helium produziert wird; an sich ist die vorhandene Menge Helium dazu ausreichend. Interessant ist die Handelsgeschichte des Heliums. Als während des Krieges — so erzählt ein engl. Chemiker in der Zeitschrift „Industr. Engin. Chemistry" — ein deutscher Zeppelin durch alliierte Luftstreitkräfte angegriffen wurde, fing er kein Feuer, obwohl zahlreiche Brandgeschosse das Schiff durchbohrt hatten. Die englische Admiralität gelangte zu dem Schlusse, daß die Deutschen ein unbrennbares Gas entdeckt hatten, das sie zur Füllung ihrer Luftschiffe verwandten. Nun begann auf alliierter Seite eine eifrige Suche nach ergiebigen Heliumquellen, besonders in Kanada, die jedoch wenig Resultat zeitigte. Erst als die Vereinigten Staaten am Kriege teilnahmen, nahm die Heliumproduktion auf feindlicher Seite ihren Aufschwung. An drei Stellen wurden in Texas Fabriken gegründet; darüber hinaus wurden systematisch alle Gasfelder in Amerika auf Heliumvorkommen untersucht. Als Resultat dieser Untersuchungen ergab sich, daß nach gegenwärtig alljährlich 600—700 Millionen Kubikfuß Helium sich unausgebeutet verflüchtigen.

Als man einen der bei dem Shenandoah-Unglück überlebenden Offiziere fragte, was er und seine Kameraden zuerst gesagt hätten, als sie wieder festen Boden unter den Füßen hatten, gab er zur Antwort: „Wir sahen uns an und sagten: Thank God for Helium!"

—⊡—

## Vom Silber und seiner Verarbeitung

Von Emmy Roth (Silberschmiedin).

Von Zeit zu Zeit wird irgendein Material als besonders „modern" gestartet. Im Augenblick scheint man das Silber dafür ausersehen zu haben. Ich möchte aber behaupten, daß „Silber" immer modern war, und wäre es auch nur aus Besitzbequemlichkeit gewesen. Wie mancher Brautschatz wurde nach der Menge des Tafelsilbers beurteilt. Allerdings hatte man dabei mehr den effektiven Wert im Auge; denn daß die Formen gerade schmeichelhaft gewesen wären, kann man nicht immer behaupten. Allerdings gab es Empiregerät von erlesener Schönheit, und auch unter den barocken Formen findet man Dinge von seltenem Geschmack, soweit es sich um reine Zierden handelt. Sieht man sich silberne Gebrauchsgegenstände an, wie sie in verflossenen Epochen üblich waren, so hat man leises Bedauern mit den Hausfrauen, denen solche Dinge zur Repräsentation zur Verfügung standen und die für deren Handlichkeit und Sauberhaltung zu sorgen hatten. Dabei waren sie nicht gerade immer von sogenannten Kunstgewerblern, die manchmal der Form Opfer zu bringen gewißt sind, auf Kosten der praktischen Verwertbarkeit hin, gefertigt, sondern stammten oft aus ernsthaften handwerklichen Instituten.

Unsere heutige Zeit, die in ihrer spartanischen Einfachheit den Schnörkel und die Arabeske vergessen muß, die in ihrem Hausbau die größte Sachlichkeit anstrebt, hat auch im Kunsthandwerk nicht zu sündigen nötig. Zu unseren strengen kurzhaarigen Hausfrauen passen schlecht die Zimperlichkeiten verflossener Zeiten, in denen man sich mit Krinolinenballast und allerhand sonstigem Bekleidungskram herumschleppte. Wir sehnen uns nach der Unruhe der letzten zehn Jahre wieder nach Harmonie in und um uns vor allen Dingen. Wir freuen uns, daß wir jetzt wieder vor die „Wahl" gestellt werden und die „Qual" des wahllosen Erwerbenmüssens los sind.

Am stärksten prägt sich in der Architektur das Streben nach ruhevoller Vereinfachung aus auch in der Kleidung spüren wir den „Hauch der Zeit". Merkwürdig wenig zeigt sich dies beim Schmuck, der weder persönlich, noch Ausdruck der Zeit ist.

So wie wir im modernen Hausbau die sachliche Form erstreben, müßte dies auch beim Schmuck und vor allen Dingen bei dem Silbergerät der Fall sein, mit dem wir den Tag über in Berührung kommen. Von dem Gedanken der Sachlichkeit muß die moderne Silberschmiedung ausgehen, wenn ihr das Gerät oder der Schmuck in der Idee entsteht; wenn sie es dann aus dem Silberblech durch Schlagen und Einziehen allmählich herauswölbt und werden läßt.

Silber ist das gegebene Material für weiche gebuckelte Formen, kein anderes Material vermag so weich dem Hammerschlag nachzugeben Licht und Schatten so wirken zu lassen. Viel ist zu bedenken oder vielmehr als selbstverständlich in ein Gefäß hineinzulegen. Jede unnütze Schnörkel ist ein Aerger für den täglich mit diesen Dingen Hantierenden. Die schönste, zierlichste Kanne wird uns zum Verdruß, wenn ihr Inhalt sich nicht richtig ergießt, wenn der Deckel zu schwer für den Körper und die Standfestigkeit gefährdet ist durch zu leichten Unterbau. Die Hand muß die Form liebevoll schmeichelnd umfassen können, der Griff muß gut isoliert ohne Härte in der Hand ruhen.

Es ist gefährlich, zuviel Spieltrieb zu entfalten bei Dingen, die zwar das Auge erfreuen aber auch zweckvoll sein müssen. Diesen gefährlichen Faktor empfinden wir häufig bei barocken oder empirehaften Silbergeräten, die im Gefühl zu dünn, in der Form überladen und dadurch unorganisch wirken.

Gewiß ist es ungemein verführerisch, gerade aus Metall kühne Formen aufsteigen zu lassen. Aber wir sollten uns bescheiden dem Zweckmäßigen unterordnen und diese Künste nur bei reinen Zierstücken anwenden. Von einer Meißner Gruppe oder einem Venezianischen Glas verlangt man ja auch nur Schönheit.

Dem Geist unserer Zeit kommen wir wohl näher, wenn wir gut abgewogene, schöne Gebrauchsformen schaffen, die späteren Generationen als Erbstück ein Bild unserer nach bewußter Straffheit und Einfachheit verlangenden Zeit vermitteln.

Und gerade der kunsthandwerksbeflissenen Frau in unserem Jahrhundert sollte es gegeben sein, aus sachlichem Willen und mit siegerischer weiblicher Freude am Material zu schaffen. Auch im Physischen kann sie beweisen, welche Kraft ein weiblicher Meister in Idee und Arbeit haben kann. Nur wenn das „Strenge" mit dem „Zarten", also die Idee und die Arbeit, aus einem Kopfe geboren und selbständig durch eigene Hand ausgeführt werden, kann das Ganze „einen guten Klang" geben.

—⊡—

## Der Mensch und das Salz

„Die Salzsteuer ist die häßlichste, den Verstand des Menschen entehrendste und unnatürlichste aller Steuern; man sieht, daß sich im Instinkt eines Schafes oder Ochsen mehr Weisheit kundgibt, als in den Anordnungen eines Geschöpfes, welches seltsamerweise häufig genug sich als Ebenbild des Inbegriffes aller Güte und Vernunft betrachtet."

Diese harten Worte schreibt Justus Liebig an einer Stelle seiner Chemischen Briefe; um die Belastung des für den Menschen so ungeheuer wichtigen Salzes als widersinnig abzulehnen. Wir müssen allerdings dabei daran denken, daß Liebig, wenn er heute leben und sehen würde, wie alles nur Denkbare durch Abgaben verteuert wird, kaum genug Worte der Entrüstung in seinem Sprachschatz finden würde.

Immerhin ist die Wichtigkeit des Salzes für den Menschen durch die Worte des großen Naturforschers genügend belegt. Aber auch der Volksmund ist uns Zeuge, welchen Wert man dem Salz zu allen Zeiten beigelegt hat. „Nötig wie das Salz" und ähnliches tritt uns als Redensart oft entgegen. Und wenn ein neues Haus bezogen wird, so trägt man als erstes Salz und Brot hinein zum Ausdruck des Wunsches, daß es an diesen beiden notwendigen Dingen niemals fehlen möge. In der Geschichte der Menschheit findet sich das Salz als wichtiges Handels- und Tauschobjekt sehr früh, wenn auch über dem Anfang seines Gebrauches noch ein Dunkel liegt.

Der Mensch hat ebenso wie das Tier eine bestimmte Menge Salz in der Nahrung nötig und zwar nicht nur das aus Chlor und Natrium bestehende Kochsalz, sondern auch andere mineralische Stoffe; so die Kalksalze, die zum Aufbau der Knochen unentbehrlich sind, den Phosphor in seinen Verbindungen, der für den Bau der Zellkerne und für die Erhaltung der Nervensubstanz gebraucht wird, den Schwefel, der als Eiweißverbindung aufgenommen wird und zur Bildung des Körpereiweißes vermertet wird ferner das Eisen, das einen wichtigen Bestandteil der roten Blutkörperchen bildet.

Alle diese Stoffe sind unter gewöhnlichen Verhältnissen in den Nahrungsmitteln ausreichend vorhanden; nur das Kochsalz ist nicht genügend in den natürlichen Nahrungsstoffen enthalten, deshalb muß es den Speisen besonders zugesetzt werden.

Nun wird vom Organismus, auch im Hungerzustand, dauernd Salz ausgeschieden, teils mit den natürlichen Abgängen, teils aber auch mit dem Schweiß durch die Haut hindurch. Und zwar sind die Mengen um so größer, je stärker die Salzzufuhr gewesen ist. Man hat den notwendigen täglichen Bedarf an Kochsalz auf drei bis sechs Gramm berechnet, wobei natürlich gewisse individuelle Verhältnisse zu berücksichtigen sind. Nun nehmen wir aber meistens mehr Salz zu uns, als nötig ist, und zwar deshalb, weil das Kochsalz als angenehmster und wichtigster Würzstoff für unsere Speisen dient. Viele Gerichte sind ohne kräftige Salzzugabe gar nicht zu genießen. In dieser Beziehung muß also das Kochsalz nicht nur als wichtiges Nahrungsmittel, sondern auch als angenehmes Genußmittel gelten. Natürlich hat man sich hier vor einem Allzuviel zu hüten. Denn übergroße Aufnahme kann, besonders, wenn sie gewohnheitsgemäß geschieht, zu Gesundheitsstörungen führen.

Im Körper wird das Salz für verschiedene Funktionen gebraucht. Alle Teile des Organismus enthalten mehr oder weniger von diesem wichtigen Stoff. Besonders gehaltvoll ist das Blut, wo es etwa den hundertsten Teil der Flüssigkeit ausmacht. Dieses Verhältnis bleibt, ohne Rücksicht auf die dem Körper zugeführte Salzmenge, dank einer natürlichen Selbstregelung immer das gleiche. Der Arzt nimmt deshalb, wenn er große, durch Wunden entstandene Blutverluste ausgleichen will, eine einprozentige Salzlösung, die sogenannte „physiologische Kochsalzlösung", die durch Infusion direkt in die Adern oder in leichteren Fällen als Darmeinlauf beigebracht wird.

Ferner liefert das Salz die im Magensaft enthaltene Salzsäure, der eine große Bedeutung für die Verdauung zukommt. Denn nur in Verbindung mit ihr ist das Pepsin des Magens imstande, das mit der Nahrung aufgenommene Eiweiß zu Peptonen zu verwandeln und es dadurch für die Auffaugung durch die Darmwand vorzubereiten.

Durch die Salzsäure wird außerdem eine Abtötung von Bakterien bewirkt, welche wir dauernd mit der Nahrung aufnehmen. Nur wenige Krankheitserreger leisten ihr Widerstand. Man kann den Magen mit seinem Salzsäuregehalt gewissermaßen als einen Desinfektionsraum der Speisen ansehen.

Man erkennt auch an diesem Verhältnis, in dem Mensch und Salz zueinanderstehen, wie ein ständiges Ineinandergreifen von organischer und unorganischer Natur besteht, wie belebte und unbelebte Welt sich zwanglöufig ergänzen.

Hermann Buge.

—⊡—

## Gesundheitspflege von einst

Von M. Struve.

Zur Hebung der Volksgesundheit, die infolge des Krieges und seiner Nachwirkungen, namentlich auf dem Gebiete des Ernährungs- und Wohnungswesens sehr zu wünschen übrig läßt, wird bekanntlich in diesen Tagen eine Reichsgesundheitswoche veranstaltet, die zunächst der Belehrung dienen, dann aber auch zum Teil die Mittel beschaffen soll, die Volksgesundheit zu heben.

Die Pflege der Volksgesundheit war auch schon in früheren Jahrhunderten ein Gegenstand dem die Stadtväter notgedrungen Aufmerksamkeit schenken mußten. In Deutschland werden die ersten Straßen bereits im 13. Jahrhundert gepflastert, und zwar in rheinischen Städten, wie Köln, Worms, Aachen, nachdem Frankreich schon im 12. Jahrhundert mit gutem Beispiel vorangegangen war. Die meisten deutschen Städte denken aber erst im 14. Jahrhundert an die Pflasterung. Der Zustand der Straßen war bis dahin meist unbeschreiblich schlecht. So schlossen zum Beispiel das Bartholomäus- und Leonhardsstift in Frankfurt noch im Jahre 1323 ein Abkommen, demzufolge an Maria Lichtmeß (2. Februar) Dechant und Kapitel der Leonhardskirche eine Prozession zum Dom veranstalten sollten, wenn sie — vor Morast durchkommen könnten. Im Jahre 1323 hatte also Frankfurt noch kein Pflaster. Mit der fortschreitenden Pflasterung wird dann auch die allgemeine Sauberkeit der Straßen größer. Seit dem 14. Jahrhundert erscheinen hier und da Verbote, Mist oder sonstigen Schmutz auf der Straße zu lagern, Häute zum Trocknen auf der Straße aufzuhängen usw. Die Stadt Ulm verbot erst 1410, Schweine auf der Straße herumlaufen zu lassen, freilich noch mit einer Ausnahme: in der Zeit von 10 bis 12 Uhr vormittags. In Frankfurt wird Anfang des 15. Jahrhunderts zur Förderung der Reinlichkeit in den Straßen